ſogar, wenn ſie es erſchwingen können, alljährlich auf längere Zeit nach Marienbad fahren, und jetzt ſollen ſie gar noch beſteuert werden, als ob ihr Körpergewicht unter allen Umſtänden ein Beweis von luxuröſem Lebenswandel und reichlichen Einkünften wäre. Das mag oft zutreffen, aber gegen die Maßnahme, die von der Pariſer „Gazette Médicale" einer ſchwediſchen Stadtverwaltung — übrigens ohne nähere Bezeichnung der Lokalität — zugeſchrieben wird, muß doch wohl ein entſchiedener Einſpruch erhoben werden. Dieſe Behörde ſoll darauf verfallen ſein, von jeder Perſon, die ein mehr als normales Körpergewicht beſitzt, eine Abgabe zu erheben. Sie bewilligt ihren Bürgern 185 Pfund; wer mehr wiegt, muß zahlen. Bei einem Gewicht von 185 bis 200 Pfund beträgt die Steuer jährlich 12 Mark, für ein ſolches zwiſchen 200 und 270 Pfund 24 Mark. Wer aber dann noch nicht genug hat, muß für jedes Pfund über 270 noch weitere 7 Mark erlegen. Manchem Stadtſäckel würde eine ſolche Steuer gewiß gut tun, und der Geldmangel zwingt oft genug zu außerordentlichen Maßregeln. Ob es aber gerecht und nützlich iſt, die Fettleibigkeit zu beſtrafen und die Magerkeit mittelbar zur Selbſtgefälligkeit und zum Hohn zu ermuntern, darf billig bezweifelt werden. Wenn alle guten Bürger, deren Gewicht die erlaubten 185 Pfund überſchreitet, ſich aufs Faſten legen würden, ſo könnte daraus für manche Erwerbszweige ein erklecklicher Schaden entſtehen, und dieſe Verluſte dürften auf der anderen Seite eine aus der ſonderbaren Steuer fließende Nebeneinnahme vielleicht aufwiegen. Glücklicherweiſe lauten die Nachrichten der Pariſer Zeitſchrift ſo unbeſtimmt, daß man ihr bis auf weiteres den Glauben noch verſagen darf.

*

Der Nürnberger Trichter.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts genoß Helwig, Profeſſor der Theologie in Gießen, wegen ſeiner pädagogiſchen Einſicht, namentlich aber wegen einer von ihm erfundenen neuen Lehrmethode einen großen Ruf. Die evangeliſche Gemeinde der Stadt Nürnberg bat den Landgrafen Ludwig von Heſſen, ſeinen Landesherrn, ihr den „Doktor Helvicum auf ein Jahr zu lehnen", ſie wollen „andrer Potentaten Leute auch invitieren und ſehen, daß ſie eine Schul anordnen können, nach deren Art alle andren Schulen in Teutſchland können reformieret werden". Helwigs dortige Beſtrebungen wurden von den berühmteſten Gelehrten damaliger Zeit, von Männern wie Scaliger und Buxtorf, mit großem Lobe anerkannt. Aber auch an eifrigen Gegnern, die die Neuerungen ſeiner Methode auf alle Weiſe lächerlich zu machen ſuchten, fehlte es ihm nicht. Sein Schwiegerſohn, der berühmte Balthaſar Schuppius, berichtet: „Der teure Mann hat von den Philoſophis in Gießen dieſe höhniſche und ſpöttiſche Worte anhören müſſen, er habe wollen einen Trichter machen, dadurch er der Jugend die Kunſt habe in den Kopf ſchütten wollen, eben wie man den Wein in Herbſtzeiten in das Faß ſchüttet." Dieſer boshaften Bemerkung entſtammt der in Deutſchland ſprichwörtlich gewordene „Nürnberger Trichter". Helwig ſtarb, kaum 35 Jahre alt, am 20. September 1617.

*

Die Zweihundertmillionen-Braut.

Aus London wird berichtet: Miß Pauline Aſtor, eine der reichſten und begehrteſten Partien der Welt, hat endlich ihre Wahl getroffen, nachdem man ſchon ſo oft ſie mit britiſchen Herzögen und deutſchen Prinzen verlobt und ſich über den beneidenswerten Zukünftigen den Kopf zerbrochen hatte. Sie hat ſich mit dem Kapitän H. Spender-Clay verlobt. Pauline Aſtor iſt die einzige Tochter des bekannten Multimillionärs William Waldorf Aſtor; ſie hat allen Bewerbungen, die ſo vielfach auf ſie einſtürmten, unerſchütterliche Ruhe und Kälte entgegengeſetzt und nun, unbeirrt von den Schlingen und Ränken der für ihre Söhne beſorgten Mütter, ihre Hand dem jungen Kapitän gereicht. Die junge Braut iſt die Tochter einer berühmten Schönheit aus Philadelphia, Mamie Paul, die Aſtor heiratete und die 1892 in ihrem ſchönen, früher dem Herzog von Weſtminſter gehörigen Herrenſitz ſtarb. Die Tochter hat viel von den Reizen der Mutter; aber ihre Schönheit wird doch verdunkelt von den großen Schätzen, die ihr einſtmals zufallen werden. Das Vermögen ihres Vaters wird auf 500 bis 600 Millionen Mark geſchätzt, und da Miß Aſtor der Liebling ihres Vaters iſt und ſie nur zwei Brüder hat, ſo werden ihr wohl 200 Millionen Mark einſt gehören. Der Begründer dieſes Millionengeſchlechtes, deſſen Reichtum ſo ſprichwörtlich iſt wie der Rothſchilds, John Jakob Aſtor, war der Sohn eines Schlächters aus Walldorf in Deutſchland, kam als armer Junge nach Amerika und hinterließ ein Vermögen von 40 Millionen Mark. Colonel John Jakob Aſtor, der jetzige Chef der Familie, lebt in New-York und iſt noch reicher als ſein Bruder, der Vater der Braut. William Waldorf Aſtor iſt aus Amerika nach England übergeſiedelt, weil er den amerikaniſchen Reportern entfliehen und ein ruhiges, friedevolles Leben führen wollte. So will er einmal an einem Wintermorgen um ein Uhr mittags gerade beim Aufſtehen von einem tückiſch ausſehenden Subjekt angefallen worden ſein, das mit der Frage auf ihn zuſtürzte: „Sind Sie Mr. Aſtor? Die „Morning Mail" will wiſſen, was Sie mit den drei Millionen Dollars machen wollen, die Sie geſtern von der Bank abgehoben haben?" Um ſolchen Ueberrumpelungen zu entgehen, verließ er im Auguſt 1899 Newyork und wurde engliſcher Staatsbürger.

Induſtrie, Handel und Verkehr.

Vom Finanzmarkt.

Die Stimmung in **New-York** wird gegenwärtig von der Lohnbewegung beeinflußt, in die eine Anzahl von Arbeiterkategorien eingetreten iſt. Neben den Streiks in den Baumwollſpinnereien und im Schlächtergewerbe ſind ſolche unter den Angeſtellten der Chicagoer Bahnen, ſowie den Kohlenarbeitern zu erwarten. Daneben wirkten zeitweiſe auftauchende ungünſtige Meldungen über den Stand des Frühjahrsweizens verſtimmend, und wenn ſchließlich trotz alledem die Tendenz behauptet blieb, ſo reſultiert dies aus der im allgemeinen zuverſichtlichen Auffaſſung der politiſchen Lage und den günſtigen Geldverhältniſſen.

In **London** war an zwei Tagen die Börſe überhaupt geſchloſſen, an den übrigen wohl unter den Einwirkungen des Bankfeiertages der Verkehr außerordentlich ſtill. Die Lage des Geldmarktes läßt nach wie vor ſehr zu wünſchen übrig. Doch hofft man, daß der Auguſt eine Stärkung desſelben mit ſich bringen werde. Konſols gingen infolge hoher Reports etwas zurück, während für Amerikaner Meinung herrſchte, ſonſt indes nennenswerte Aenderungen kaum zu verzeichnen ſind.

Die Ermordung des Miniſters Plehwe hat in **Paris** naturgemäß Beſorgniſſe hervorgerufen, die indes ſich faſt ausſchließlich in einem Rückgange ruſſiſcher Renten äußerten. Auf den übrigen Gebieten herrſchte leidliche Feſtigkeit, die nur unmittelbar nach der Prämienerklärung infolge plötzlich auftauchender Realiſationsneigung etwas umſchlug. Bei ſtillem Geſchäft ſchloß die Berichtswoche ziemlich günſtig ab.

Faſt ohne Eindruck blieben die politiſchen Vorgänge auf die **Wiener Börſe**. Zum großen Teil riefen die Vorgänge auf dem Berliner Montanmarkt auch in der öſterreichiſchen Hauptſtadt eine kleine Hauſſe in lokalen Eiſenaktien hervor. Der Schluß war indes infolge Budapeſter Abgaben und Anziehen der Getreidepreiſe ſchwächer.

In **Berlin** wurde die ſchon chroniſch gewordene Stille durch mancherlei Ueberraſchungen unterbrochen, die auf einzelnen Gebieten des Marktes eine ganz ungewohnte Lebhaftigkeit hervorriefen, und das Geſamtbild im Großen und Ganzen weſentlich veränderten. Das blutige Drama, das ſich ſoeben in Petersburg abgeſpielt hat, vermochte allerdings die hieſige Börſe nicht in dem gefürchteten Maße außer Faſſung zu bringen; es ſind eben in ſolchen Fällen immer Intereſſenten zur Stelle, die durch glatte Aufnahme des an den Markt gelangenden Materials einer Deroute vorbeugen. Immerhin hat das Attentat einen ungünſtigen Eindruck auf den ganzen Rentenmarkt gemacht, der, was deutſche Staatsfonds anlangt, ſelbſt durch die billigen Geldſätze nicht ganz verſcheucht werden konnte. Eiſenbahnen verkehrten in geteilter Haltung; Amerikaner, und von öſterreichiſchen Lombarden lagen diesmal etwas feſter, während die übrigen meiſt nachgaben. Dagegen war das Feld der Bankpapiere Gegenſtand größerer Beachtung. Beſonders favoriſiert wurden diejenigen, die mit der Hibernia-Angelegenheit in Verbindung ſtehen, indes gingen auch die anderen leitenden Werte dieſer Art in die Höhe, bis auf Kredit, die auf Wien nachließen. Hervorragendes Intereſſe nahm diesmal der Montanmarkt für ſich in Anſpruch. Anregungen mancherlei Art beeinflußten Eiſenwerte in günſtiger Weiſe. Der vorläufig allerdings in den Kabinetten vollzogene Abſchluß des deutſch-ruſſiſchen Handelsvertrages bot der Spekulation willkommenen Anlaß, ſich wieder einmal mit Oberſchleſien zu beſchäftigen und die dortigen Werke kräftig zu ſteigern, obwohl man den Inhalt des neuen Vertrages gar nicht kennt und das, was hier und da durchſickert, für die Induſtrie nicht allzu erfreuliches erwarten läßt. Eine ſehr angenehme Ueberraſchung bereitete ferner der Abſchluß des Bochumer Gußſtahlvereins, der nicht bloß dieſem Unternehmen, ſondern auch den ſämtlichen leitenden Effekten rheiniſch-weſtfäliſcher Werke erhebliche Kursbeſſerungen brachte. Nicht zum wenigſten trugen die Vorgänge auf dem Kohlenmarkte dazu bei, Stimmung für die geſamte Montaninduſtrie zu ſchaffen. Die auffälligen Käufe in Hibernia-Aktien haben in der eingeleiteten Verſtaatlichungsaktion nunmehr ihre Erklärung gefunden, und daß man trotz gegenteiliger Verſicherungen weitere Ueberraſchungen ähnlicher Art nicht für ausgeſchloſſen hält, beweiſt der Eifer für ſämtliche Hauptwerte der Bergwerksinduſtrie. Der Kaſſamarkt verzeichnet diesmal gleichfalls größere Regſamkeit und nach oben gerichtete Tendenz.

*

• **Zur Verſtaatlichung der Hibernia.** Nachdem nunmehr der Antrag auf Abtretung des Beſitzes der Geſellſchaft an den Staat reſp. die Auflöſung der Aktiengeſellſchaft auf die Tagesordnung der Generalverſammlung geſetzt iſt, dürfte es von Intereſſe ſein, feſtzuſtellen, mit welchem Stimmenverhältnis das Angebot akzeptiert werden könnte. Nach den Statuten der Geſellſchaft wäre für die Gültigkeit des Beſchluſſes Vorausſetzung, daß wenigſtens zwei Drittel des Grundkapitals in der Generalverſammlung vertreten ſind. Da das Aktienkapital von Hibernia 58,5 Millionen Mark beträgt, müßten alſo 35,66 Millionen Mark vertreten ſein. Von dieſen 35,66 Millionen Mark müßten drei Vierteile, alſo 26,73 Millionen Mark, ihr Votum für die Verſtaatlichung abgeben, um ſie durchzuſetzen. Angenommen, daß das geſamte Aktienkapital in der außerordentlichen Generalverſammlung vertreten iſt, ſo könnte die der Verſtaatlichung abgeneigte Partei mit einem Beſitz von ca. 13,4 Millionen Mark den Antrag zu Falle bringen. Sind in der erſten außerordentlichen Generalverſammlung nicht die erforderlichen zwei Dritteile des Aktienkapitals vertreten, ſo kann eine zweite außerordentliche Generalverſammlung ohne Rückſicht auf die Höhe des vertretenen Aktienbeſitzes mit drei Viertel Majorität die Verſtaatlichung beſchließen.

*

• **Eſſener Kredit-Anſtalt, Eſſen.** In der am Mittwoch ſtattgefundenen Aufſichtsratsſitzung der Eſſener Kredit-Anſtalt wurde vom Vorſtande der Bericht über das 1. Halbjahr des laufenden Geſchäftsjahres vorgelegt welcher ſowohl was die Geſchäfte im allgemeinen, als auch das Gewinnergebnis anbelangt, die bisher gewohnte fortſchreitende Entwickelung aufweiſt. Ferner wurde beſchloſſen, am 27. September eine Generalverſammlung zu berufen, welche über eine Erhöhung des Aktienkapitals Beſchluß faſſen ſoll. Näheres hierüber bleibt noch weiteren Erwägungen vorbehalten.

*

Neuß, 4. Auguſt. Weizen 1. Qual. trockene Ware 17,10 2. Qual. trock. Ware 16,10 Roggen 1. Qual. —,— 2. Qual. —,— 3. Qual. —,— Hafer 1. Qual 13,50 2. Qual. 12,50 Heu 50 Kilo 3,00—3,50 Luzernerheu 4,— Maſchinenſtroh 500 Kilo 15,— Flegeldruſch 17,— Neue Kartoffel 3—4 Mark. Preiſe unverändert. Rüböl per 100 Kilo in Partien v. 100 Ctr. ohne Faß 46,— Rüböl per 100 Kilo faßweiſe ohne Faß 47,50 Gereinigtesöl per 100 Kilo 3 Mk. höher als Rüböl Rübkuchen per 1000 Kilo 90,— Rübkuchen in kleineren Partien 94,— Raps 1. Qual 20,— 2. Qual. 19,— Rübſen 1 Qual. 19,— Kleie 50 Kilo 5,— Eier (100 Stück) 8,— Butter per Kilo 2,30

Rüböl und Kuchen unverändert.

*

Bochumer Markt-Bericht.

Kartoffeln	100 Kilo neue	7.80— 8.00
Rindfleiſch	1 "	1.30— 1.40
Schweinefleiſch	1 "	1.20— 1.30
Kalbfleiſch	1 "	1.40— 1.60
Hammelfleiſch	1 "	1.50— 1.60
Speck, hieſig.	1 "	1.40— 1.50
Butter	1 "	2.10— 2.40
Eier	60 Stück	3.20— 3.60

*

Kurſe der Berliner Börſe vom 4. Auguſt 1904.

(Mitgeteilt von der Eſſener Kreditanſtalt.)

3½% deutſche Reichsanleihe.	102,—	Hasper Eiſ.- u. Stahlw.	207,10
3% deutſche Reichsanl.	90.—	Hibernia	230,—
3½% preuß. Conſol.	102,—	Hörder L. A.	139,25
3% " "	90,—	Höſch	208,50
Deutſche Bank	217,90	Kölner Bergwerk	424,75
Diskonto-Comm.	186,75	Königsborn	153.10
Eſſener Credit-Act.	162,10	König Wilhelm St.-Act.	234,—
Boch. Vikt.-Brauerei	129,75	" Pr.-Act.	319,50
Gebr. Müſer	—,—	Küppersbuſch	181,50
Glückauf Brauerei	130,50	Laurahütte	243,90
Iſenbeck	90,60	Louiſe Tiefbau St.-Act.	46.—
Schlegel	—,—	" " Pr.-Act.	109,60
Annener Guß	75,10	Magdeb. Bergw.	—,—
Aplerb. Margarethe-Act.	128,90	Maſſener	117,50
Arenberg	757,—	Mend.-Schw. St.-Pr.	9,—
Baroper Walzwerk	82,75	Nordd. Lloyd	101,80
Bochum-Gelſenkirchener Straßenbahn-Act.	128,50	Nordſtern Bergw.-Act.	279,30
Bochum. Bergw. L. C.	64,25	Phönix Bergw. L. A.	155,60
Bochumer Gußſt.	185,10	Rheiniſche Stahlwerke	—,—
Charlottenhütte	50,75	Rhein.-Weſtf. Kalkw.	114,—
Concordia	315,—	Rombacher Hütte	194,30
Conſoldation	425,—	Rothe Erde Dortmd.	—,—
Dortmund Enſchede	—,—	Schalker Gruben	587,25
Dortmunder Union L. C.	82,—	Schulz Knaudt	158,90
Eſchweiler	208,40	Waſſerwerk f. d. nördl. Kohlenrevier	2,50
Fahrzeugfab. Eiſenach	—,—	Weſtf. Drahtinduſtrie	152,10
Friedr.-Wilhelms-Hütte	113,60	Weſtf. Stahlwerke	127,10
Gelſenkirchener Gußſt.	91,—	Wittener Glashütten	114,—
" Bergwerk	217,10	Wittener Gußſtahl	156,75
Georgs-Marienh. St.-Act.	106,10	Kurz Amſterdam	168,95
" St. Pr.	125,10	" London	203,05
Hagener Guß	—,—	" Brüſſel	81,—
Harpener	198,80	" Paris	80,90
Privat-Diskont 2½%		" Wien	85,15
		Tendenz: ruhig.	

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Beginnen.
Beim Genießen rechter Schluß
Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.

Nr. 177. 5. Auguſt 1904.

Verſchlungene Pfade.

Roman von Carola v. Eynatten-Dirking.

Nelſon antwortete nicht, er konnte ſeiner Tochter nicht widerlegen, ebenſo wenig aber mochte er ihr beiſtimmen. Das Schickſal ſpielte ihm wahrlich übel mit; er hatte allerlei Pläne entworfen, um Jane von Max Lerchenfeld zu entfernen, und nun traten Umſtände ein, die ſie ihm und den Seinigen näher bringen mußten. — Allerdings, die Gräfin war eine ſtarre Ariſtokratin, es war alſo glücklicherweiſe ſelbſt unter dieſen Verhältniſſen nicht zu erwarten, daß ſie die Tochter eines Selfmademan oder, wie ſie hier geringſchätzend ſagten, eines Emporkömmlings in ihre Intimität ziehen werde.

„Ich liebe es zwar nicht, ein fremdes Geheimnis durch dritte zu erfahren, nachdem Du aber das Weſentlichſte bereits geſagt haſt, kannſt Du auch die näheren Umſtände hinzufügen," ſagte er endlich.

Jane, welche die Gabe beſaß, ſich gut auszudrücken, ſprach über eine halbe Stunde, zum Schluß auf die Vorteile hinweiſend, welche eine Ausſöhnung mit dem Hauſe Lerchenfeld für den Freund zur Folge haben würden.

Es handle ſich für ihn nicht um den Namen und Titel, ſondern um das ſeinerzeit verſchmähte Erbe. Es freue ſie ja ſehr, daß Edgar mit Hintanſetzung ſeiner materiellen Intereſſen die für ihn bei der Bank hinterlegten Gelder dem Grafen zurückgeſchickt habe, ſie müſſe aber dennoch wünſchen, daß er in den Wiederbeſitz dieſes Kapitals gelange, auf welches er die beſten Anſprüche habe. Er ſei nicht reich, ſtehe im Begriff ſich mit einem Mädchen zu verheiraten, welches über ein kaum nennenwertes Vermögen verfüge, und in Amerika ſei es auch nicht mehr ſo leicht, ſich eine auskömmliche Exiſtenz zu gründen. Folglich gebietet die Freundespflicht, alles daran zu ſetzen, daß zwiſchen ihm und der Familie ſeines Vaters eine Verſtändigung erzielt werde.

Die ruhige Klarheit, mit welcher Jane ihre Anſicht entwickelte, hatte nicht verfehlt, auf Mr. Nelſon mildernd zu wirken.

„Ich beſtreite nicht, daß Du in manchem Recht haſt, indeſſen iſt jede ernſtere Zukunftsſorge unbegründet, denn ich ſagte Dir bereits, daß ich unſern Freund zum Eintritt in das Wilmotſche Geſchäft auffordern will; er ſoll dritter Teilhaber und gleichzeitig mein Vertreter ſein. Ich beſtreite auch nicht, daß 40—50 000 Dollars für einen Mann in Bolevands Verhältniſſen ſehr in Betracht kommen, er wird ſie jedoch nicht annehmen, ſelbſt wenn die ganze Familie ſie ihm anböte, was noch abzuwarten bleibt."

„Alle werden es tun, Papa, denn welche Fehler die Grafen und ihre Mutter auch haben mögen, niedrige Geſinnung, Geldſucht iſt ihnen fremd!" rief Jane mit großer Wärme.

Nelſon zuckte die Achſeln. „Die Gräfin gilt als ſehr ſparſam," ſagte er lächelnd.

„Sparſam, das mag ſein; ſie hat vielleicht auch Urſache dazu, denn Graf Max —"

„Wirft das Geld zweck- und ſinnlos fort."

„O, ſo arg iſt es nicht, das hat der Herr Amtsrichter aufgebracht. — Aber laß uns auf Edgar zurückkommen, ich ſehe nicht ein, warum er das ihm zukommende Erbteil nochmals zurückweiſen ſollte, wenn er mit ſeinen Brüdern geeint iſt?"

„Ja, wenn!"

„Warum ſollte es nicht dahin kommen, warum ſollte er ſich ihnen feindſelig gegenüberſtellen, wenn ſie ihn ſuchen, ihm die Hand entgegenſtrecken? Haben ſie teil an ihres Vaters ſonderbarem Verhalten, konnten ſie, die Ahnungsloſen, früher ſchon zu ihm kommen und ſagen: Edgar, vergiß und vergib alles, was geſchehen iſt?"

„Gewiß nicht. Biſt Du aber gewiß, daß die Familie wirklich ſo ahnungslos war?" fragte Nelſon.

„Das Graf Richard nichts wußte, habe ich geſehen," erwiderte ſeine Tochter.

„Können Dich Deine Augen nicht auch einmal täuſchen, Jane?"

„Gewiß können Sie das; aber in dieſem Falle iſt jede Täuſchung gänzlich ausgeſchloſſen," entgegnete die junge Dame zuverſichtlich.

„Gut; nehmen wir an, die beiden hätten von nichts Ahnung gehabt — aber die Gräfin?"

„Man kann es ſich allerdings ſchwer vorſtellen, und doch bin ich überzeugt, daß ſie ebenſo ahnungslos war wie ihre Söhne; andernfalls hätte ſie lieber Edgar herbeigerufen."

„Wie kannſt Du das behaupten, Du kennſt die Gräfin nicht," ſagte Nelſon.

„Aber ich weiß, wie viel Gutes ſie im Stillen tut, und von iner ſolchen Frau darf man wohl annehmen, daß ſie ſich nicht zum Mitſchuldigen einer derartigen Ungerechtigkeit gemacht hat," verſetzte Jane.

Was die Lerchenfelds betraf, war und blieb Jane nun einmal eine ausgeſprochene Optimiſtin, wie ſich Mr. Nelſon mit einem Anflug von Aerger ſagte, und deshalb ließ er dieſe Frage vorläufig fallen.

Abgeſehen davon, daß er ſich des Freundes wegen der Sache annehmen mußte, hatte es vielleicht auch ſein gutes, wenn er es tat. Er konnte Janes ſchönes Vertrauen nicht teilen, ſich nicht zu dem Glauben bekehren, daß die Gräfin und ihre Söhne Edgar mit offenen Armen aufnehmen würden, bereit, ihn öffentlich als einen der ihren anzuerkennen, vielmehr erwartete er ihrerſeits den Verſuch, ſich in aller Stille mit einer Geldſumme und etlichen ſchönen Redensarten abzufinden.

Erkannte Jane dadurch, wie ſehr ſie ſich in dieſen Menſchen getäuſcht hatte, ſo war dies vorausſichtlich eine weit beſſere Kur als eine räumliche Trennung von Max.

Unter dem Entſchluß dieſer Erwägungen erwiderte er nach einer längeren Weile:

„Obgleich ich mir von einer Ausſöhnung mit ſeiner Familie nur einen ſehr mäßigen Gewinn für Edgar verſpreche, will ich doch meinen Beiſtand nicht zurückhalten. Nun möchte ich aber wiſſen, wie Du Dir eine ſolche Annäherung denkſt? — Wie ich Bolevand kenne, wird er den Geiſtlichen ſehr höflich, doch ſehr entſchieden zurückweiſen, wenn er kommt, um ſich in ſeiner Eigenſchaft als Bruder in ſeine Arme zu werfen."

Die junge Dame erwiderte, auch ſie halte dies für nicht unmöglich und ſei deshalb der Meinung, man ſolle die Brüder vorerſt miteinander bekannt machen und auf neutralem Boden öftere Begegnungen herbeiführen. Wenn Bolevand und ſeine Braut nach Wiesbaden kämen, ließe ſich dies bewerkſtelligen."

„Du ſiehſt daraus, lieber Papa, daß wir Edgar für einen neuerlichen Aufenthalt in Wiesbaden erwärmen müſſen, und deshalb war es mir auch ſo unangenehm, als Du heute das Gegenteil tateſt," ſetzte ſie hinzu.

„Wußte ich etwas von dieſer ſauberen Geſchichte?"

„Es blieb mir leider keine Zeit, Dich rechtzeitig davon zu unterrichten. Uebrigens iſt noch nichts verloren, laſſe Dich morgen durch den Geheimrat überzeugen und rede Bolevand zu, Deine Einladung anzunehmen."

„Ob er auf mich hört, iſt die Frage."

„Sind wir alle einer Anſicht, ſo wird er ſich fügen, umſomehr, als Graf Richard ohne Zweifel einer der ſympathiſchſten Menſchen iſt, die mir je begegnet ſind. Das wirſt Du auch ſagen, wenn Du ihn perſönlich kennſt."

Nelſon ſtand auf, nahm ſeinen Hut und wünſchte der Tochter eine gute Nacht, verſprechend, ſich am andern Morgen zur Stunde des geheimrätlichen Beſuchs einzufinden.

„Gute Nacht, Papa, und herzlichen Dank für Deine Güte. Ich weiß, daß Du dem Grafen Lerchenfeld abgeneigt biſt, obwohl ich nicht darüber ſprach —"

„Nein, abgeneigt bin ich ihm nicht, ſie perſönlich ſind mir vollſtändig gleichgültig, nur finde ich, daß Du, meine Jane, ihnen zu ſehr geneigt biſt," verſetzte der Amerikaner, zum erſten Male auf ſeine geheimen Befürchtungen anſpielend.

Die junge Dame wurde rot und ſagte, ſich einmal zur Seite wendend, in einem eigentümlichen beziehungsreichen Tone:

„Es kann ja ſein, daß Du recht haſt, Papa, es wird ſich bald zeigen; zuſorgen brauchſt Du Dich aber deshalb nicht; erweiſen ſich die Lerchenfelds nicht als das, was ich in ihnen ſehe, ſo bin ich auch für alle Zeit fertig mit ihnen. — Vielleicht kannſt Du herausbekommen, welchen Eindruck der geiſtliche Herr auf Edgar machte."

Nelſon fühlte ſich leichter als ſeit langer Zeit; in Janes Munde waren die Worte, die ſie ſoeben geſagt, ein formelles Verſprechen, den Grafen fallen zu laſſen, ſobald er ſich ihrer Zuneigung unwürdig erweiſen würde, und der Amerikaner zweifelte nicht, daß dies geſchehen werde.

„Ein Lebemann wie der Majoratsherr iſt nicht geneigt, Opfer zu bringen oder nur auf einen ſeiner Vorteile freiwillig zu verzichten, und eine Frau vom Schlage ſeiner Mutter ſcheut nichts ſo ſehr als das Aufſehen. Sie werden alles aufbieten, um ſich zu möglichſt geringem Preiſe von Bolevand loszukaufen, und er iſt nicht der Mann, ihnen Schwierigkeiten zu bereiten. Aber es iſt gut ſo, ſein Schaden ſoll es nicht ſein, ich bringe ihn flink in die Höhe."

Horſt hatte Recht gehabt, das Wiederſehen mit dem Verlobten blieb für die Sängerin ohne nachteilige Folgen.

Während Jane wachend auf dem in der Nähe des Bettes ſtehenden Divan lag, lauſchte ſie den tiefen, regelmäßigen Atemzügen der Freundin, die bewieſen, daß ſie ſich eines ruhigen Schlafes erfreute.

Und die junge Dame wachte in dieſer Nacht ungewöhnlich lange; des Vaters Anſpielung auf ihre Beziehungen zu Max Lerchenfeld hatte ſie mächtig erregt und mit einem Unbehagen erfüllt, welches ſich durchaus nicht bannen ließ.

Daß er, der niemals zu erforſchen geſucht hatte, wie ſie über dieſen oder jenen ihrer Bewerber dachte, ſich zu einer ſo verſtändlichen Andeutung entſchloſſen, bewies ihr, wie dringend nötig es ihm erſchien, ſie zu warnen.

Sollte er recht haben?

Zum erſten Male ſtieg in Jane ein leiſer Zweifel an der Richtigkeit ihres Urteils in Bezug auf den Majoratsherrn von Lerchenfeld auf.

Und Jane blieb nicht unempfindlich gegen die Huldigungen des Grafen.

Es kam eine Zeit, wo ſie ſich ſagte, in Max Lerchenfelds Kreiſen gebe es viele, die in der Jugend das gleiche Leben führten, ohne daß es ſie hinderte, ſich nachmals als tüchtige Männer zu bewähren.

Am Ende könne doch die Welt ſo wenig von lauter Selfmademen bevölkert ſein wie von lauter Ariſtokraten.

In dieſer Nacht nagten aber doch Zweifel an ihrem Herzen, und die Stunden, die der Ruhe, dem Schlummer gehörten, verrannen ihr in düſterem Sinnen. Leider aber konnte es nichts nützen, herausklügeln ließ ſich nichts, hier hieß es abwarten; eine kurze Zeit noch, dann mußte es ſich zeigen, wer Max richtiger beurteilte, ob der Vater, oder ob ſie; ſein Verhalten gegen Bolevand mußte vollen Aufſchluß über ſeinen wahren Charakter geben.

„Gott verleihe, daß er dieſe Probe beſtehe!" flüſterte Jane vor ſich hin.

Wenn er ſie aber nicht beſtand? — Nun ja, dann blieb es be dem, — was ſie dem Vater gelobt — ſie aber blieb für alle Zeit Miß Nelſon. —

Fortſetzung folgt.

Hans im Glück.

Humoriſtiſcher Roman von Rudolf Hirſchberg-Jura (Straßburg).

„Hm. Warum denken Sie denn gar nicht mehr an unſern Plan eines neuen Knabeninſtituts?" fragte Herr Schölermann jetzt ſchroff und ſtellte ſich beleidigt. „Haben Sie keine Luſt mehr zur Schulmeiſterei?"

„Aber, Herr Schölermann," antwortete Johannes ausweichend, „daran können wir ja leider nicht mehr denken. Das koſtet doch eine Menge Geld!"

„Nun ja, eben dieſes Geld will ich Ihnen geben!"

„Sie? Aber Herr Schölermann! .... Ich denke, ... Sie machen .... Bankerott?"

„Denken Sie?" rief Herr Schölermann, und die Tränen kollerten ihm vor Lachen und Rührung in den ſchwarzgrauen Hängeſchnurrbart „Na, ich denke nicht daran! Ich bin Gott ſei Dank recht wohlhabend, wenn ich prahlen wollte, könnte ich ſagen „reich". Ich bin gern bereit, einen Teil der Mitgift meiner Tochter in Ihrer Schule anzulegen."

„Aber Sie haben doch ſelbſt an Frau Freudenberg geſchrieben ...."

„Und das haben Sie geleſen,? Dieſer Schwindel war eigentlich nur auf den edlen Herrn Doktor Keller berechnet, bei dem er ja auch prompt gewirkt hat. Um ſeine vorzeitige Aufklärung zu verhindern, mußte ich Sie natürlich auch ein wenig mit einwickeln. Ich freue mich jetzt ſogar von Herzen, daß Sie den Unſinn geglaubt haben, und wenn nicht etwa doch von Mutter und Helene ein Widerſpruch erfolgt, ſo heiße ich Sie hiermit in unſerer Familie willkommen."

Von Mutter und Helene erfolgte kein Widerſpruch, und Herr Schölermann würde jetzt den jungen Mann liebevoll in ſeine Arme gezogen haben, wenn ſich dieſer nicht eben derſelben Beſchäftigung ſchon mit Helene hingegeben hätte.

Der Bankier hatte daher für die Fülle ſeiner Zärtlichkeit keine Verwendung und entäußerte ſich nur eines kleinen Teiles durch einen Händedruck mit ſeiner Frau, die ein wenig ungehalten war, daß Johannes die Umarmung Helenens ohne vorherigen ausdrücklichen mütterlichen Segen betrieb. Raſch holte ſie ihren Segen über den Häuptern der Liebenden nach und gab ſich nun mit Seelenruhe dem Bewußtſein ſchwiegermütterlichen Glückes hin.

Erna ſtand in vornehmer Zurückhaltung beiſeite. Sie wartete eine ſchickliche Gelegenheit ab, ihrer Schweſter einen angemeſſenen Glückwunſch auszuſprechen. Herr Schölermann aber ſagte ſchmunzelnd:

„Na, wie ſtehts, Schwiegerſohn? Nun laſſen Sie doch wohl Ihre Stunde fahren und bleiben gleich bis zu Tiſch hier?"

Johannes fuhr aus einem angenehmen Zuſtand der Vergeſſenheit jäh empor

„Nein, nein! Die Stunde darf ich auf keinen Fall ausfallen laſſen!"

„Als junger Bräutigam darf man nicht ſo geldgierig ſein," warf Erna, um auch einmal zu Worte zu kommen, ein.

„Es iſt mir in dieſem Falle nicht um das Geld zu tun," verſetzte Johannes ſchlicht. „„Ich gebe dem armen Jungen die Stunde für ein paar Groſchen, faſt umſonſt. Er hat ſie ſehr nötig, freut ſich immer unmenſchlich darauf, ich hab' ihn nicht abbeſtellt und bring' es nicht übers Herz, jemand vergebens auf mich warten zu laſſen. Ich habe dann ſtets das unruhige, beſchämende Bewußtſein eines Wortbruches. Ich muß gehen. Sei mir nicht bös, Helene!"

Helene lächelte. Erna rümpfte ihr hübſches Näschen und Herr Schölermann ſagte beiſtimmend:

„Pünktlichkeit iſt eine Tugend, die man niemand abgewöhnen ſoll. Aber dann hab' ich das Recht, auch raſch noch eine kleine geſchäftliche Angelegenheit mit Ihnen abzumachen."

Er nahm den Kandidaten beiſeite, erklärte ihm kurz, daß er es jetzt für richtig halte, die Privatſtunden für Max immer vierteljährlich vorauszubezahlen, und erwiderte auf ſein Sträuben:

„Ich will und muß das jetzt ſo machen, um meinen erſchütterten Kredit zu heben. Die Leute glauben ſonſt wirklich, ich ſei bankerott!"

Lachend drückte er ihm ein Röllchen Gold in die Hand und ſchob ihn zur Tür hinaus.

Johannes gedachte ſich durch den kleinen plötzlich aufgedrungenen Reichtum eigentlich beleidigt zu fühlen, aber Helene begleitete ihn und hatte ihm auch etwas zu drücken, aber nicht in die Hand, ſondern auf den Mund, und das beleidigte ihn nicht, obwohl es ebenfalls golden war.

Denn Schweigen iſt Gold, und beim Kuß verſtummt auch das ſilbernſte Geplauder.

Vor der Haustür begegnete er Herrn Freudenberg, der ſich ängſtlich nach Herrn Schölemanns Laune erkundigte. Noahs außerordentlich günſtiger Auskunft wollte er zunächſt keinen Glauben ſchenken. Wie kann auch ei nMenſch vergnügt ſein, der vor dem Bankerott ſteht! Als er jedoch auch hierüber die beruhigenden Mitteilungen des Kandidaten empfangen hatte, rief er erleichtert:

„Na, dann haben wir es alſo auch nicht nötig, ihm aus der Patſche zu helfen" und ſchritt darauf hocherhobenen Hauptes ins Haus.

Nicht minder hoch trug Noah den Kopf. Der Regen hatte aus Ueberanſtrengung ſeine Tätigkeit unterbrechen müſſen, und auf des Kandidaten blondem Schopf ragt unbeſchirmt und weithin ſichtbar der ehrwürdige Zylinder, bei den langen Schritten des glücklichen Bräutigams taktmäßig auf und nieder hüpfend.

Johannes war von leidenſchaftlichem Glücke bewegt. Er dachte an viel Gutes und Schönes auf einmal, während ſeine Stiefeln in meterlangen Schritten bis zu den aufgekrempelten Hoſen in dem Schneeſchlamm verſanken. Um zwei Mittelpunkte bewegten ſich alle ſeine freudigen Gedanken, um Helene und um ſeine eigene Schule.

Er war raſch gelaufen, die Sonne hatte den Schwächeanfall des Regens benutzt, um ſich ein wenig hervorzutun, um wob um den ſtörriſchen Pelz des ererbten Kopfbedeckung einen Strahlenkranz. Ihn ſchwitzte vor Hoffnung und Seligkeit, als er ſeine Haustür erreichte.

Da ſcholl ihm ein gellendes Jammergeſchrei der Frau Freudenberg entgegen. Nicht kraftvoll und kriegeriſch klang es, wie ſonſt alltäglich und allſtündlich, ſondern erbärmlich wehklagend und doch ſo laut und ſchneidend, wie ein Hilferuf aus Todesnot.

Voll Beſchämung dachte er daran, wie er ihre Hoffnung auf Geld hatte zu ſchanden werden laſſen. Sie war ſo arm und bedürftig, und wenn ſie ihm auch eine freche Komödie vorgeſpielt hatte, er war ſo glücklich heute, daß er ſie an ſeinem Glück teilnehmen laſſen mußte. Mit frohem Entſchluß griff er nach dem Goldröllchen in der Taſche und ging nach der Küche zu, aus der ihm in dieſem Augenblick ein neuer, gellender Hilferuf entgegenſcholl.

14. Kapitel.

Zimperlichkei t gehörte zu Frau Freudenbergs Fehlern nicht. Mit großer Willensſtärke hatte ſie ihren Entſchluß ausgeführt und tatſächlich alles ausgetrunken, was ſie Verwendbares vorgefunden hatte.

Aber ſie war über ihre Kräfte gegangen. Schon vorher hatte ihre Geldnot ſie der Verzweiflung nahe gebracht. Während des Trinkens hatte ſich ihre Erregung geſteigert, und jetzt war ſie entweder aus Kummer über die Leere des Kellers oder aus Wonne über den eigenen übervollen Zuſtand in eine faſt ſinnloſe Wut geraten.

Der Schreibſchrank, der einſtmals die Schatzkammer ihrer Mitgift geweſen, und deſſen Inhaltloſigkeit heute ſo traurig offenbar geworden war, ſtand offen, die Schubfächer waren herausgezogen, die Papiere drin durcheinandergewühlt und zum Teil auf dem Fußboden verſtreut.

Mit dem Zorn der Hoffnungsloſigkeit hatte Frau Freudenberg noch einmal nach einem letzten vergeſſenen Taler oder verborgenen Goldſtück geſucht, natürlich nichts gefunden und alles beiſeite geworfen, was ihr unter die Finger gekommen war. Jetzt lag ſie ſelbſt am Boden und ſchimpfte in zornigen Flüchen über ihre eigene Armut und über das Bettelvolk von armſeligen Mietern, das ſich ſo frech in die vornehme Wohnung gedrängt hatte.

Dann wieder, wenn ſie einen Stuhl mit grimmigem Fußtritt beiſeite geſchlendert und ihrer Wut Luſt gemacht hatte, ging ihr wildes Fluchen in ein wehmütiges Jammern über und ſie klagte laut, daß man ihr all ihr Geld genommen habe.

„Alles habe ich zugeſetzt! Aus der Taſche habt ihr mirs Geld geſtohlen, ihr Lumpenbande, ihr Hungerleider! Räuber ſeid ihr alle miteinander! Hilfe, Räuber! Hilfe!"

Johannes hatte eilig die Küche durchſchritten und ſah nun in dem kleinen Hinterzimmer, wie ſich das betrunkene Weib gleich einer Raſenden am Boden wälzte. Das Mitleid mit der alten Frau überwand ſeinen Ekel vor ihrer Trunkenheit. Er beugte ſich über ſie, um ſie aufzurichten, ſuchte ſie zu beruhigen, ſprach ihr Troſt zu und zeigte ihr das Röllchen Gold und ſagte:

Machen Sie ſich doch keine unnötigen Sorgen mehr, Frau Freudenberg. Ich bringe Geld."

Aber ſie hörte gar nicht auf ſeine Worte. Sein Anblick hatte ihren Säuferzorn aufs neue entfacht. Wütend wehrte ſie ihn von ſich ab, und als er ſie durchaus aufheben wollte, rang ſie mit ihm und ſchrie abermals um Hilfe.

„Geſindel!" brüllte ſie. „Hilfe! Pack Dich fort. Du Räuber! Wegen Euch armſeligen Hungerleidern hab ich mein Geld verloren! Hilfe, Räuber, Mörder!"

In dieſem Augenblick erſchien ein mutiger Schutzmann auf der Schwelle, geſchmückt mit allen liebenswürdigen Schwächen einer unerfahrenen Jugend. Aus ſeinen Augen blitzte der Tatendurſt, aber wie kühn auch ſeine Naſe geſchwungen war, um die weichen, anfängerhaft bebarteten Lippen lag ein Zug gutherziger Leichtgläubigkeit. Man ſah es ihm beinahe an, daß die Tinte auf ſeinem Zivilverſorgungsſchein kaum erſt getrocknet ſein konnte.

In einer benachbarten Straße hatte er Frau Freudenbergs Stimme vernommen. Zum erſten Mal hatte er in dieſer Gegend Dienſt. Von keinem ſeinr älteren Kameraden war ſeine Unerfahrenheit gewarnt oder darüber aufgeklärt worden, daß Frau Freudenberg faſt immer ſchrie, und daß es zu den gefährlichſten Torheiten gehörte ſich in ihre kriegeriſche Nähe zu begeben. So war er bei ihren Hilferufen aus allgemeinem menſchlichen Mitgefühl und beſonders aus Pflichtbewußtſein in aller Harmloſigkeit herbeigeeilt und brannte nun vor heißer Begierde, irgend ein Verbrechen zu verhindern oder ſonſt irgendwie das Anſehen des Geſetzes auf recht wirkungsvolle Weiſe zu wahren.

„Was vergreifen Sie ſich an dieſer Frau?" herrſchte er den Kandidaten in ſchneidigem, noch vom Kaſernenhofe her gewöhnten Amtston an. „Laſſen Sie die Frau los! Was haben Sie überhaupt hier zu ſuchen?"

Johannes war über dieſes unerwartete Mißverſtändnis zunächſt ſprachlos. Bei Frau Freudenberg war dieſe Wirkung nicht eingetreten. Sie fuhr fort: „Hilfe, Räuber, Mörder!" zu ſchreien, obwohl ſie der Anblick des ſtrengen Schutzmanns einigermaßen ernüchtert hatte.

„Mein Geld iſt weg," klagte ſie, und als der Schutzmann fragte, wie viel es geweſen ſei, und wo ſie es aufbewahrt habe, wies ſie weinend nach dem aufgeriſſenen und anſcheinend durchwühlten Schrank.

Mit ſcharfem Kriminalblick erkannte der junge Beamte nicht nur, daß der Schrank in Unordnung gebracht war, er bemerkte auch das Goldröllchen in den Händen des Kandidaten, und raſch entſchloſſen ſtellte er ſich ſo in die Türe, daß er den Ausweg mit ſeinem Leibe ſperrte. Nicht anders, als über ſeine Leiche weg ſollte der Verbrecher entfliehen können. Als guter Schutzmann war er gewillt, nötigenfalls ſein Leben für die Erfüllung des Geſetzes zu laſſen.

Mit unliebenswürdiger barſcher Kürze fragte er den Verdächtigen nach Namen, Stand und Wohnung. Aber eben, als Johannes gehorſam antwortete:

„Kandidat und Knabenlehrer" tauchte Doktor Kellers höhniſches Antlitz hinter dem Schutzmann auf.

Er war gerade vom Amt nach Hauſe gekommen und durch den neuartigen Lärm in das Hinterzimmer gelockt worden, wo er nun beim Anblick des ihm zufällig bekannten Schutzmanns ſogleich tatkräftig in die Verhandlung eingriff.

„Eine kleine Ungenauigkeit liegt Herrn Noahs Angabe zu grunde," ſagte er. „Er iſt nicht mehr Knabenlehrer, ſondern war es bis vor kurzem, iſt aber jetzt aus ſeiner Stellung entlaſſen worden, alſo ſtellenlos."

Der Schutzmann zeigte vor dem gutgekleideten Diener der Gerechtigkeit Ehrfurcht. Untertänig fragte er: „Herr Doktor kennen den Herrn?"

„Jawohl! Ich wohne hier im Hauſe."

„Die Frau hier behauptet, beraubt zu ſein. Iſt Ihnen zufällig bekannt, ob ſie in dieſem Schranke Geld aufbewahrt hat?"

„Sie hat es von jeher ziemlich offenherzig erzählt, ſo daß wohl jedermann im Hauſe den Aufbewahrungsort ihres Vermögens genau kannte."

Das genügte dem freudig bewegten Schutzmann. In der ſicheren Hoffnung, einen vorzüglichen Fang zu machen und damit den erſten Schritt auf der Leiter zum Polizeipräſidenten zu tun, legte er dem noch ganz faſſungsloſen Kandidaten die Hand auf die Schulter und rief:

„Im Namen des Geſetzes! Sie ſind verhaftet! Geben Sie das Geld her, das Sie in der Hand haben!"

Vergeblich beteuerte Johannes, dies Geld als Vorausbezahlung für vierteljährigen Unterricht erhalten zu haben. Dem Stellungsloſen wurde der rechtmäßige Beſitz einer ſolchen Summe nicht geglaubt. Vergeblich erklärte er, daß er der armen Frau auf ihre Hilferufe habe beiſpringen und ihr das Geld als Dalehen habe bringen wollen. Der Schutzmann lachte höhniſch und ſchnitt ihm das Wort ab.

Fortſetzung folgt.

Bergwerksbetrieb im hohen Norden.

An verſchiedenen Stellen des Polargebietes beginnen in dieſem Sommer bergmänniſche Unternehmungen, um der Natur die Schätze abzuringen, die hier in Form von Mineralien, und zwar zum Teil in bedeutendem Umfange lummern. So ging kürzlich eine mit norwegiſchem und gliſchem Kapital ausgerüſtete Unternehmung nach Spitzergen, und der Kopenhagener Großkaufmann Bernburg ndte Mitte Juni zwei Expeditionen zum ſüdlichen Grönnd. Spitzbergen enthält Steinkohlen, die bereits it einigen Jahren die Aufmerkſamkeit der Norweger in ſpruch nahmen und Anlaß zu Vorunterſuchungen gaben. Sie liegen an der Weſtküſte bei der Kingsbai, an der einen Adventsbai, die jetzt auch viel von deutſchen Touſtendampfern beſucht wird, und am Belſund. Ebenſo ſoll nach Angabe von Eismeerſchiffern Kohlen im Storfjord n der ſüdlichen Oſtküſte geben. Ueber die bisherigen Unrſuchungen lauteten die Mitteilungen, was die Abbauigkeit betrifft, zwar mehr oder minder zweifelhaft, aber le Ausſendung der jetzigen Expedition, die mit den nötigen Geräten und Maſchinen, ſowie mit Material zu einer Drahtſeilbahn verſehen iſt, zeigt, daß ſich die Unternehmer viel von dem Vorhaben verſprechen. Ihr Arbeitsfeld ſoll die Adventsbai ſein, die auch wenigſtens gute Schiffahrtsverhältniſſe zeigt. Für den Weltmarkt werden die ſpitzbergiſchen Kohlen mit Rückſicht auf die weite Entfernung der Fundſtellen keine Rolle ſpielen, aber umſomehr kann dies für Norwegen der Fall ſein, das ſeine ſämtlichen Kohlen aus dem Auslande beziehen muß. Unter dieſen Umſtänden kann Spitzbergen ſomit eine geeignete Hülfsquelle bilden, namentlich, wenn es England in kritiſchen Zeiten einfallen ſollte, die Ausfuhr ſeiner eigenen Kohlen zu verbieten. Grönland hat ebenfalls ſchon ſeit etlicher Zeit die Unternehmungsluſt auf ſich gelenkt, denn die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, die von Dänemark aus unaufhörlich nach dieſem Lande gehen, wieſen das Vorhandenſein von wertvollen Mineralien nach, was ſchließlich im vorigen Jahre dem Kaufmann Bernburg Anlaß gab, nähere Unterſuchungen anſtellen zu laſſen, und hierbei wurden neue reiche Funde von Kupfer und Graphit, ſowie Glimmer und Asbeſt entdeckt. Infolge dieſer guten Ergebniſſe gingen nun zwei neue Expeditionen nach Grönland, um in den Kolonien Sukkertoppen und Holſtensborg den Abbau zu beginnen und die Lage weiterer vermuteter Mineralfunde feſtzuſtellen. Es macht ſich übrigens neuerdings in Dänemark immer mehr das Streben geltend, die Hülfsquellen Grönlands in größerem Maße als bisher auszunutzen, und daß hier mindeſtens bergmänniſche Unternehmungen gut ausführbar ſind, dafür liefert Jwigtut im Bezirk von Julianshaab ein intereſſantes Beiſpiel. Dort iſt nämlich ſchon ſeit vielen Jahren ein großes Bergwerk im Betrieb, bei dem das Mineral Krijolith gebrochen wird, das für verſchiedene Zwecke, z. B. Sodafabrikation, einen wertvollen Beſtandteil bildet und nur in Grönland vorkommt. Der größte Teil des Minerals geht nach Amerika, der Reſt nach Kopenhagen. Infolge der klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſe Grönlands geſtaltet ſich dieſer Bergwerksbetrieb zum Teil recht eigenartig. Grönländer dürfen hier nicht beſchäftigt werden, und die däniſche Geſellſchaft, die das Bergwerk vom Staat gepachtet hat, holt daher alle ihre Arbeiter und ihr ſonſtiges Perſonal aus Dänemark. Gewöhnlich ſind etwa 150 Arbeiter beſchäftigt, von denen aber der größte Teil bei Anbruch des Winters mit dem letzten Schiff wieder in die Heimat befördert wird, da die Verpflegung keine leichte Sache iſt, Grönland bietet zwar den Eingeborenen alles, was ſie brauchen, nämlich außer Fiſchen Robben, die nicht bloß Nahrung, ſondern auch Kleidung und Beleuchtungsmaterial liefern, indeſſen für die europäiſche Bevölkerung muß ſo gut wie alles eingeführt werden, und da die Schiffahrtsverhältniſſe an der grönländiſchen Küſte infolge der hier entlang treibenden Eismaſſen recht ſchwierig ſind und bewirken können, daß in einem Jahr Zufuhren ausbleiben, wird am Bergwerk zu Jwigtut ſtets ein für zwei Jahre ausreichender Vorrat von Lebensmitteln gehalten. Ebenſo muß für geräumige Wohnungen und Einrichtungen geſorgt werden, die dem Ueberwinterungsperſonal leicht über den langen Polarwinter hinweghelfen. Zu dieſem Zweck ſind eine Bibliothek, eine Kegelbahn und ein Billardzimmer vorhanden, und ein beſonderer Verſammlungsraum kann als Tanzſaal dienen, denn auch in dieſem Eislande ſchwingt man fleißig das Tanzbein, namentlich ſind die Grönländerinnen eifrige Tänzerinnen. Die beſte Zerſtreuung im Winter bilden aber doch Jagden und Ausflüge auf Schneeſchuhen. Durch die Jagd gewinnt man eine angenehme Abwechſelung in der Koſt; ſie liefert Schneehühner, Polarhaſen und Seevögel. Fiſchfang wird ebenfalls ausgeübt. Uebrigens betreibt man im Sommer auch etliche Gartenkultur. Mit Hülfe der Erde, die von den Schiffen als Ballaſt aus den verſchiedenſten Weltgegenden wie Dänemark, Schottland, den Azoren uſw. nach Jwigtut gebracht wurde, hat man einige kleine Gärtchen angelegt, auf denen Radieschen, Rhabarber und Grünkohl gezogen wird. Iſt die Ernte, die man in dieſen originellen Gartenanlagen erzielt, auch nicht überwältigend groß, ſo gibt ſie doch auf alle Fälle friſches Gemüſe und liefert gleichzeitig ein hübſches Beiſpiel dafür, daß ſich ſelbſt in der kärglichſten Natur einige eßbare Erzeugniſſe gewinnen laſſen.

Aus der Zeit.

Jeder Tag bringt etwas Neues, namentlich auf dem Gebiete des Gelderwerbs, das immer „ſpekulativer" bearbeitet wird. Heute „etabliert" ſich dieſes, morgen jenes „zeitgemäße" Geſchäft, deſſen Gründer behauptet, daß es dazu diene, einem „dringenden", „längſt fühlbar gewordenen Bedürfniſſe" zu entſprechen. Eine beſondere Abteilung der Geſchäftsſpekulation iſt, wie bekannt, ſeit langer Zeit die „Heiratsvermittelung", und obgleich nach der Meinung vieler in dieſer Beziehung ſchon „alles dageweſen" iſt und es kaum noch einen „Tric" gibt, auf den die modernen „Eheſtifter" noch nicht gekommen ſind, ſo hat die Tätigkeit genialer Erfinder auf jenem ertragreichen „Arbeitsfelde" doch keineswegs Halt gemacht; ſie bietet vielmehr immer und immer wieder etwas, was man neue „Attraktion" nennt. So auch jetzt! Während bis dahin über den Ehevermittelungsbureaus meiſtens eine Reklamefahne wehte, auf der in Goldſchrift das glückverheißende Wort „Geldheirat" zu leſen war, wird gegenwärtig das Geſchäft „idealiſiert".

Der Mammon, dem man in „Heiratsangelegenheiten" die Rolle des „Rattenfängers von Hameln" zugewieſen hatte, und der beſtimmt war, recht viele auf den Leim zu locken, wird jetzt beiſeite geſchoben, weil ſich das Bedürfnis geltend macht, wieder mehr die „Ideale" zu pflegen. Die Geldheirat iſt nicht mehr zugkräftig genug, weil manch ſchmählich dabei hereingefallen ſind und das Glück nicht gefunden haben, welches ſie mit Hülfe profeſſioneller profitgieriger „Schadchen" — wie die Ehevermittler im jüdiſchen Jargon genannt werden — ſuchten. Deshalb hat man die Zuflucht zu einem roſafarbenen Aushängeſchild genommen, auf dem zwei feurige, durch Amors berühmten Pfeil aneinander geſpießte Herzen gemalt ſind, über denen das Zauberwort: „Neigungsheirat" hoffnungsgrün zu leſen iſt. Unter dieſem ſchönen Schilde ſteht ein funkelnagelneu gekleideter Glücksritter und verkündet der ideal veranlagten Welt in zarten Molltönen: „Neigungsheirat zwiſchen heiratsluſtigen Menſchenkindern nach vorherigem zwangloſen Briefwechſel herbeizuführen, iſt der Zweck des Korreſpondenzbureaus Philantropia. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied! Eine große Anzahl Damen und Herren aller Geſellſchaftsklaſſen und aus allen Gegenden, befinden ſich bereits in regem ſchriftlichen Gedankenaustauſch und täglich laufen Neuanmeldungen von ſolchen ein, die ſich unbefangen kennen lernen und ihr Glück begründen wollen. Einmaliger Beitrag minimal; ſonſt abſolut keine Koſten mehr. Beitrittserklärungen von Damen und Herren werden noch gerne angenommen. Wer ſich für unſere menſchenfreundlichen Beſtrebungen intereſſiert fordere Proſpekte über ſtrengſte Reellität gegen 30 Pfg. in Briefmarken in geſchloſſenem Kouvert. Auch an Eltern und Vormünder werden dieſe Proſpekte verſandt."

Iſt das nicht reizend? Ein Gedankenaustauſch-Bund heiratsluſtiger Damen und Herren aller Geſellſchaftsklaſſen und aus allen Gegenden, zu dem Beitrittserklärungen noch gerne entgegengenommen werden! Wer da noch behauptet, daß es keine menſchenfreundliche, ideale Beſtrebungen gebe, der iſt „ein Fremdling in Israel"! Das Korreſpondenzbureau „Philantropia" iſt ja lediglich aus purer Menſchenliebe gegründet worden! Es beanſprucht darum nur einen minimalen einmaligen Beitrag von den heiratsluſtigen Menſchenkindern, denen es um eine Neigungsheirat zu tun iſt und verſendet Proſpekte über ſtrengſte Reellität ſchon gegen 30 Pfg. in Briefmarken in verſchloſſenem Kouvert, ſogar auch an Eltern und Vormünder! Das iſt doch wirklich zu nett von dieſem menſchenfreundlichen Bureau! Schade nur, daß ſich in der realgeſinnten Welt das Mißtrauen gegen ſolche philantropiſche Beſtrebungen geltend macht und außer der „Schar der Unſterblichen", die hinter der Fahne der Dummheit marſchiert, ſich niemand von dem Glanze der „Liebe" blenden läßt, die ſchon mit dreißig Pfennigen für die Mühe, ihre Reellität proſpektmäßig nachzuweiſen, zufrieden iſt! Uns kann dieſe „Liebe" durchaus nicht imponieren; denn wir haben zu oft Gelegenheit gehabt, hinter die Kuliſſen zu ſchauen und zu ſehen wie man das leichtgläubige Völkchen, das auf ſchöne Worte Gewicht legt, über den Löffel barbiert. Aber trotzdem findet das Bureau „Philantropia" aber doch wohl ebenſo ſeine Rechnung, wie z. B. der Bartſalben-Moßjö, der jüngſt wegen Betruges beſtraft wurde, nachdem er in vier Jahren bei einer Ausgabe von 54 000 Mark, ſage und ſchreibe von vierundfünfzigtauſend Mark, für Reklamezwecke noch einen „Reingewinn" von ca. 3000 Mark im Jahre zu verzeichnen hatte, obgleich keinem ſeiner Kunden durch Anwendung der berühmten Salbe der erſehnte Bart gewachſen war. Ein Bart, ſo begehrenswert er auch manchem Jüngling erſcheinen mag, iſt übrigens durchaus nicht in Vergleich zu ſtellen mit einer „Neigungsheirat", und wenn nun ſchon eine gut angeprieſene Bartſalbe in vier Jahren über 60 000 Mark einbrachte, wie viel günſtiger ſind dann die Chancen für die menſchenfreundlichen Beſtrebungen eines Bureaus zur Vermittelung von Neigungsheiraten, namentlich in einer Zeit, in der ſo manche über Gelegenheit zu paſſender Damen- und Herrenbekanntſchaft klagen und das „Sitzenbleiben" und „Schimmeln" in weiten Kreiſen zu einer wahren Miſere geworden iſt?

Doch Scherz beiſeite! Was wir hier unſeren Leſern und Leſerinnen auf grund einer uns vorliegenden „Reklame" vorgetragen haben, zeigt, wie mannigfaltig heutzutage die „Praxis" zum Zwecke des müheloſen Gelderwerbes betrieben wird, und wie ſehr es geboten iſt, daß man dieſer Art „Gewerbefreiheit" endlich den Garaus macht. Die Aufklärung und Belehrung des Publikums genügt jedoch hier keineswegs; es muß vielmehr der Geſetzgeber und die Polizei energiſch mit eingreifen, um der ſchamloſen Ausbeutung der leider noch immer übergroßen Leichtgläubigkeit und Vertrauensſeligkeit das Handwerk zu legen. Und wir erwarten, daß nach dieſer Richtung bald ſo ſcharf wie irgend möglich vorgegangen wird, um die „Gewerbefreiheit" des Induſtrie-Rittertums zu vernichten.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

5. Auguſt.

1529: Friede von Cambrai. 1716: Prinz Eugen ſiegt bei Peterwardein. 1772: Erſte Teilung Polens. 1811: A. Thomas, franz. Komponiſt, geb (Metz). 1833: Königin Carola von Sachſen, geb. 1888: General Sheridan, †. (Nonquit, Maß). 1889: Fanny Lewald, Romanſchriftſtellerin †. (Dresden). 1901: Kaiſerin Friedrich †. (Schloß Friedrichshof b. Kronberg).

Die Beſteuerung der Dicken.

Die Fettleibigkeit bringt doch wahrlich ſchon genug Unannehmlichkeiten mit ſich. Die Dickbäuche ſind ſelten geſund, ſie müſſen an ſich herumkurieren laſſen, vielleicht